

Patrizia Fiala

Interview mit Franz-Joseph Huainigg



Dr. Franz-Joseph Huainigg

Aufgrund medizinischer Komplikationen seit Babyalter an beiden Beinen gelähmt, Rollstuhlfahrer; u.a. Germanist, Publizist, NR-Abgeordneter und Behindertensprecher.

Vielen Dank für Ihre Zeit und die Interviewzusage.

Schon vor über 25 Jahren waren Sie ein Wegbereiter zur ersten Integrationsklasse in Österreich.

Was war damals Ihre Motivation, um diese neue Form der Beschulung von Kindern mit Sonderpädagogischem Förderbedarf zu unterstützen?

Meine eigene Erfahrung! Meine Eltern kämpften 1973 dafür, dass ich in eine ganz normale Regelschule gehen kann, wie auch mein Bruder. Das Wort Integration gab es damals nicht. Es hieß: Ihr Sohn ist behindert, da gibt es spezielle Behindertenschulen für ihn. Meine Eltern gaben nicht auf, und so wurde ich 1 Jahr später aufgenommen. Das war sogenannte „wilde Integration“. Das gemeinsame Lernen und Leben funktionierte gut. Ich glaube auch, dass das normale Miteinander der Schlüssel zu meinem ganzen weiteren Lebensweg war. Im Gegensatz zu vielen meiner behinderten Freunde, hatte ich keine Vorurteile gegenüber nicht-behinderten Menschen. Diese Förderung wollte ich auch anderen Kindern mit einer Behinderung ermöglichen. Daher schloss ich mich der Integrationsbewegung an.

Welche großen Barrieren gab es zu überwinden?

Die Schulen waren nicht barrierefrei, es gab Stiegen, keine Rampen, keine Behindertentoiletten. Es gab auch keine speziellen Ressourcen für die Förderung von behinderten Kindern. Aber eines gab es: Viele, viele Vorurteile und Barrieren in den Köpfen. Als ich 10 Jahre später mit meinen Kinderbüchern durch Schulen tourte, sagt die Lehrerin: Behinderte Kinder können wir integrieren, aber geistig behinderte Kinder nicht, das funktioniert nicht.

Wann stellten sich die ersten Erfolgserlebnisse ein?

Nachdem die ersten Integrationsklassen in den 80er Jahren gut funktionierten, sprach sich das Modell herum. Es waren vor allem die Eltern, die für die Integration ihrer Kinder kämpften. Die Integration war die größte Schulreform, die von der Basis ausging. So wurde Anfang der 90er Jahre auch gesetzlich das Wahlrecht der Eltern auf schulische Integration beschlossen.

Kam es durch die schulische Integration auch zu gesellschaftlichen Veränderungen?

Auf jeden Fall. SchülerInnen und später Jugendliche mit einer Behinderung wollten nach der Integration in der Schule nicht in geschützten Werkstätten arbeiten. Sie wollten inmitten der Gesellschaft leben und wohnen. Mit dem neuen Selbstbewusstsein gründete sich eine starke Behindertenbewegung die Ende der 80er Jahre, die ‚Krüppelbewegung‘ hieß. Später wurde daraus die „Selbstbestimmt leben Bewegung“. Die Umwelt wurde nach und nach barrierefreier und auch die Begegnungen selbstverständlicher. Es ist ein work in progress. Wir sind schon weit gekommen, aber noch lange nicht am Ziel.

Wie erlebten Sie den Weg von der Integration zur Inklusion?

Steinig, man macht 2 Schritte vorwärts, einen zurück. Und so geht es auch heute noch munter weiter. Oft ist es mühsam und enttäuschend, aber es kommen auch immer wieder die Lichtblicke und

wenn man am Ende des Tages Bilanz zieht, ist man doch wieder ein Stück weitergekommen.

Welche Veränderungen ergaben sich daraus in der schulischen Umsetzung?

Aus der Integration wurde die Inklusion. Integration geht davon aus, dass jemand erst ausgegrenzt ist, und dann integriert werden muss. Während es bei Inklusion darum geht, von vornherein Rahmenbedingungen für die gleichberechtigte Teilhabe zu schaffen. Leider verbirgt sich hinter dem Wort Inklusion oftmals ein Sparkonzept. So wurden in den letzten Jahren die gut funktionierenden Integrationsklassen aufgelöst und nicht mehr weitergeführt. Inklusion findet hingegen nicht statt, weil die Rahmenbedingungen fehlen.

Welches Selbstverständnis braucht der Weg zu mehr gesellschaftlicher Inklusion?

Jeder Mensch ist etwas Besonderes. Jeder Mensch hat seine Stärken und Potentiale. Das gilt es bei jedem Menschen zu entdecken und zu fördern, anstatt auf die Defizite hinzuweisen.

Wie kann auch im innerfamiliären Bereich eine Basis für das inklusive Zusammenleben geschaffen werden?

Oft funktioniert es in der Familie viel besser als in der Schule oder in der Gesellschaft. Von den Familien müssen wir lernen. Es gibt oft Lehrerinnen, die sagen, ich kann kein behindertes Kind aufnehmen, das habe ich nicht gelernt. Aber denken wir an die Eltern, die auch nicht gefragt worden sind, und die Behinderung ihres Kindes als Herausforderung angenommen haben und daran gewachsen sind!

Was bedeutet eine „inklusive Haltung“?

Den Menschen sehen und nicht die Behinderung! Offenheit, Zukunftsorientiertheit. Nicht in der Angst verharren, sondern Herausforderungen annehmen.

Welche Möglichkeiten gibt es, um die Inklusion als ein Grundprinzip des Zusammenlebens in der Gesellschaft zu verankern?

Die UN Menschenrechtskonvention ist das Grundfundament der Behindertenpolitik. Sie umzusetzen, muss unser wichtigstes Ziel sein. Es geht um Menschenrechte und nicht um Almosen oder Mitleid.

Haben Sie persönlich noch einen speziellen Wunsch oder ein Anliegen für die Umsetzung der Inklusion im 21. Jahrhundert?

Packen wirs an!

Vielen Dank für Ihre Zeit und das sehr interessante Interview.